

© Karl Müller, Institut für Germanistik, Universität Salzburg, Akademiestraße 20, A-5020 SALZBURG, [karl.mueller@sbg.ac.at](mailto:karl.mueller@sbg.ac.at)

Der *Theodor Kramer Preis für Schreiben im Widerstand und im Exil* wird 2003 an Fred Wander (Wien) verliehen. Das entschied der Vorstand der Theodor Kramer Gesellschaft. Der Preis ist – mit Unterstützung des Landes Niederösterreich und der Kunstsektion des Bundeskanzleramtes – mit EURO 7.280.- (öS 100.000) dotiert und wird am 25. April 2003 in Zusammenarbeit mit dem Unabhängigen Literaturhaus NÖ in Krems verliehen.

### **Karl Müller, Salzburg Laudatio für Fred Wander anlässlich der Verleihung des Theodor Kramer Preises für Schreiben im Widerstand und im Exil 2003**

In einer seiner Erzählskizzen mit dem harmlosen Titel „Pferd zu verkaufen“, die mir Fred Wander vor ein paar Wochen zur Lektüre ans Herz legte, wird in zehn Zeilen die Geschichte aller Geschichten erzählt.

Dort wird von einem, vielleicht ist es Freds Großvater, berichtet, der – in den frühen 80er Jahren des 19. Jahrhunderts im unendlich scheinenden Zarenreich – seinen fünfjährigen Sohn – es ist der Vater des Erzählers – auf die weite Reise zu einem Viehmarkt (Berdiczew; Kishinjow?) mitnimmt. Auf einem Fohlen darf der Bub reiten – welch ein Glück! Ein paar Tage sind sie unterwegs. Als sie schließlich zurückkommen, haben die Kosaken das Dorf der beiden niedergebrannt und die Juden hingemetzelt. „D a s haben jüdische Kinder im Blut“, kommentiert der Erzähler, „und gewiß nicht nur jüdische Kinder – Millionen hungernde, geächtete und verfolgte Menschen in der Welt.“ Warum erzählt Fred Wander diese so – fast könnte man meinen – „alltägliche“ Schreckens-Geschichte?

Der Schrecken, das Entsetzen ist jene unheilbare Wunde, aus der Fred Wanders Erzählkunst wächst. Was hier über ein in den meisten Geschichtsbüchern vergessenes Pogrom geradezu asketisch berichtet wird, ist exemplarisch. Es ist verknüpfbar mit Fred Wanders Lebenserfahrungen, mit den Ausgrenzungs-Vertreibungs-, Exil- und Bedrohungserinnerungen – allesamt Metamorphosen der zitierten „Pferdegeschichte“ im 20. Jahrhundert. Schließlich mündet die Skizze in Wanders berührende Theorie des Überlebens und seine Überlegungen zur Erzählkunst sowie in seine anthropologischen Gedanken zur Befindlichkeit des Menschengeschlechts zwischen Heimat und Diaspora: „Angst und alle Leiden der Welt“, lautet denn auch das Fazit der „Pferdegeschichte“, „wandeln sich in jene belebende Spannung, die auch Erfahrung heißt. Erfahrung wird zu Wissen, und Wissen hungert nach mehr Wissen. Daraus wiederum folgt jene kreative Neugier, die uns das Leben lebenswert macht.“

„Belebende Spannung“, Verpflichtung zu unablässiger Wachsamkeit im Alltag, „kreative Neugier“ – damit sind wir im Kernbereich von Wanders Poetik und Erzählkunst angelangt, deren authentische Prägung in der Lebensgeschichte eines Vertriebenen und eines Mannes verankert ist, der wiederholt mit Vernichtung bedroht war.

Fred Wander ist 1917 in Wien geboren, wo er auch die Volks- und Hauptschule besuchte, arbeitete vor der Annexion Österreichs in vielen Berufen in mehreren Ländern. Im Mai 1938 gelang ihm die Flucht über die Schweiz nach Paris. Dort

brachte er sich mit Unterstützungen jüdischer Hilfsorganisationen und mit Gelegenheitsarbeiten durch und wurde bei Kriegsbeginn als „feindlicher Ausländer“ interniert. 1940, nach der Besetzung von Paris durch die deutschen Truppen, flüchtete er in die nicht-besetzte Zone Frankreichs, nach Marseille. Er wurde in mehreren Lagern interniert. Im September 1942 versuchte er vergeblich, wiederum in die Schweiz zu fliehen. Er wurde von der Schweizer Polizei mit Ketten an den Händen an die Gestapo ausgeliefert, ins Lager Rivesaltes überstellt und über das Lager Drancy nach Auschwitz deportiert, von dort nach Groß-Rosen und Buchenwald, wo er im April 1945 seine Befreiung erlebte. Vater Jakob, Mutter Berta und seine Schwester Renée waren im September 1942 nach Auschwitz deportiert und ermordet worden. Sein Bruder Otto überlebte in einem Versteck in Frankreich. Nach der Befreiung aus dem KZ kehrte Wander 1945 mit einem Transport nach Österreich zurück, zuerst nach Salzburg, dann nach Wien. Seit 1947 nennt er sich Fred Wander, Ausdruck seiner Identität. Er arbeitete in Wien als Zeichner, Fotograf, Reporter, Essayist und Feuilletonist für verschiedene Zeitungen und Zeitschriften. Auf Einladung des Johannes R. Becher-Instituts kam Wander 1955 in die DDR und konnte dort die Kurse des Leipziger Literaturinstituts besuchen. Gemeinsam mit seiner Frau, der aus Wien stammenden Schriftstellerin und Fotografin Maxie Wander (Elfriede Brunner), arbeitet er dort als freischaffender Schriftsteller, Publizist und Theaterautor. 1967 erhält er den Theodor-Fontane-Preis. 1983 kehrt Wander nach Österreich zurück und lebt seitdem gemeinsam mit seiner zweiten Frau Susanne zurückgezogen in Wien. Erst seit dem letzten Jahrzehnt wird Wanders Werk auch in Österreich von der literarischen Öffentlichkeit aufmerksamer wahrgenommen.

Aber was teilen solche Fakten letztlich mit? Bleiben sie nicht im Äußerlichen? Ist es nicht das literarische Werk, das uns in das Innen von Fred Wander blicken und ihn erkennen lässt?

Seine literarische Produktion ist vielfältig – Jugendbücher, Reiseerzählungen und Fotoreportagen (auch gemeinsam mit Maxie Wander), Theaterstücke, Essays und natürlich seine Erzählungen und Romane sowie seine autobiographischen Erinnerungen „Das gute Leben“ (1996), die Fred Wander soeben für eine Neuauflage bearbeitet. Die Erzählung „Der siebente Brunnen“ (1971), 25 Jahre nach der Befreiung aus dem KZ Buchenwald publiziert, thematisiert die Erinnerung an Auschwitz und Buchenwald, und gibt beeindruckende Zeugenschaft: „Wenigstens einige Namen aufrufen, einige Stimmen wiedererwecken, einige Gesichter aus der Erinnerung nachzeichnen“, wie Christa Wolf in ihrem bis heute unübertroffenen Nachwort zu Wanders „Der siebente Brunnen“ geschrieben hat. Das Buch wurde 1972 mit dem Heinrich-Mann-Preis ausgezeichnet. Nicht nur ein Buch der Erinnerung an die Tage der Verfolgung und der Flucht ist Wanders Erzählung „Ein Zimmer in Paris“ (1975), sondern auch eines über die nicht nachlassenden Ängste von Überlebenden und ein Buch über das Trotzdem des Weiterlebens. 1991 erschien Wanders Roman „Hotel Baalbek“, der in den Jahren 1940–1942 in Marseille spielt, der Stadt der Flüchtlinge in der nicht-besetzten Zone Frankreichs, und die Willkür des korrupten Kollaborations-Regimes von Vichy schildert, die zahllosen Versuche der Bedrohten, sich in die Falten des Landes hineinzugraben, um auf dem flachen Land Unterschlupf zu finden.

„Nur an einem Buch [schreibe er]“, bekennt Fred Wander in *Selbstbefragung* (1994), in dem er an sich und sein Werk Fragen stellt und zugleich Antworten gibt, die, wie mir scheint, die zentralen Dimensionen der Identität Wanders sowie den Kern seiner Poetologie benennen. Wanders Werk hat den Anspruch, „in sich die Menschheit als

Ganzes zu erleben“ – „eine Art Universität [...], eine ganze Wissenschaft über die Menschen“, wie es schon 1951 in der zu Unrecht bis heute vergessenen Kurzgeschichte *Linie 31 spricht aus Erfahrung* skurril zugespitzt heißt:

„Glauben Sie, [weil ich eine Straßenbahn bin –] daß ich nichts zu sagen habe? Im Gegenteil. [...] In Wahrheit bin ich eine Art Universität. Und ich führe die verschiedensten Fakultäten, wie zum Beispiel: Soziologie, Philologie, Philosophie, Psychologie ... [...] Oh, ich habe ein gutes Gedächtnis. [...] wollte man mich nur anhören, ich könnte eine ganze Wissenschaft über die Menschen aufstellen. [...] Aber ich will ja keine Statistik geben. Ich bin nicht für das Bürokratische. Ich kann sehr dramatische Geschichten erzählen oder Geschichten voll süßer Heiterkeit [...]. Ich höre alles. Und ich merke mir alles. [...] Ich habe Menschen sterben sehen, das ging schnell ... Und dann, dann war alles wieder wie gewöhnlich. Vielleicht werden sie mich einmal abschaffen. Man sagt, ich bin eine veraltete Erscheinung.“

Vieles, was das spätere Werk Wanders mitbestimmt, ist hier schon angedeutet – z. B. die Thematisierung von „Gedächtnis“ und „Erinnerung“, das Geschichtenerzählen als Ergebnis detaillierter Beobachtung, das schreibende Erinnern als Dokument historischer Zeugenschaft bei gleichzeitiger Reserve dem bloß Dokumentarischen gegenüber und die lakonische Feststellung von der brutalen Wiederkehr von „Normalität“.

Aber beobachten wir genauer. Fragt man nach dem Fundament und den Eckpfeilern dieses „einen Buches“, von dem Fred Wander spricht, die nicht nur in den inzwischen anerkannten und bekannten Erzählungen fassbar und thematisiert werden, sondern auch in den erhellenden Interviews und Essays wie z. B. „Brief an Primo Levi“ (1982), „Zwei Bagatellen. Worüber ich schreibe. Der Blick von unten“ (1997) oder „Wie ich mich als Jude sehe“ (1999), so wird ein Denk- und Schreibkosmos, eine Haltung, erkennbar, in dem folgende Aspekte insistierend vorkommen und untrennbar aufeinander bezogen wiederkehren:

1. Sehen und Beobachten
2. Erinnern und Erzählen
3. Wandlung und Verwandlung

#### Ad 1.) Sehen und Beobachten

Die „äußerste Konzentration auf das Betrachten menschlichen Verhaltens“, das Sehen, Schauen und Beobachten, die Entwicklung der „besondere[n] Sensibilität der Augen“, aber in einem „Blick von unten“, nicht zuletzt die Fähigkeit und Kraft eines zweitausend Jahre alten Erbes der Juden, „am Rande des Abgrundes und im allgegenwärtigen Bewußtsein des Todes“, als „geborene Beobachter, die aus der Tiefparterre die Vorübergehenden betrachten“ und so „frühzeitig zu geübten Kennern menschlicher Verhaltensweisen“ wurden, all dies trifft auf Fred Wander zu, und so versteht er sich explizit als Teil dieses jüdischen Erbes. An unzähligen Stellen seines literarischen und essayistischen Werkes ist von diesem „schönste[n] Geschenk der Natur“, wie Wander – Albert Einstein zitierend – notiert, die Rede: „Freude am Schauen und Begreifen [...]“.

Drei Quellen nennt der Autor, aus denen er sein Sehen- und Begreifenlernen geschöpft habe – der frühe „Glücksfall“, „einen großen Buckel“ zu haben, was euphemistisch die Tatsache meint, dass er als jüdisches Kind im antisemitischen

Wien verprügelt, verspottet und gedemütigt wurde, weiters die Vogelfreiheit, die er genoss, als Bub „täglich fünf bis sieben Stunden auf der Straße“ sein zu müssen oder zu dürfen und schließlich – wie bei vielen großen Autoren – die intensive Lektüre von Büchern:

In der Folge entwickelt Wander seine „Röntgenstrahl“-Poetologie, in der es – so wie in der künstlerischen Fotografie – darum gehe, „die unsichtbaren darunterliegenden Schichten freizulegen“ oder, wie er formuliert, „eine mythische Behandlung der Realität“ zu leisten. Es ist sicher kein Zufall, dass ihm Primo Levis Buch „Ist das ein Mensch?“ Vorbild ist, weil dieser Text für Wander nicht nur den „Bericht eines Augenzeugen“ darstellt, sondern den Maßstab abgibt, „unsere Instrumente des Nachdenkens und der Beobachtung daran zu messen, zu prüfen und zu schärfen.“ Man könnte zugleich auch sagen: Wanders Wiener Schule des Sehens ist als eine Schule des Mitleidens mit allen Kreaturen zu verstehen und sie ist zudem eine Schule der frühen Politisierung: Mitleid mit den „Kröten im Park und mit den Verwachsenen, den Krüppeln und den Verfemten“, heißt es etwa sprechenderweise.

Wanders Texte berichten aber nicht nur von der Lust an ungeschminkt heterogener Wahrnehmung, sondern ebenso unentwegt vom eigenen Staunen über das „Staunen“ bei anderen, über deren „Fähigkeit zu schauen“ als einem unersättlichen „Hunger nach Erkennen, Wahrnehmen“, und sie berichten immer wieder über selbst-aufklärerische Selbstbeobachtung – als dem wichtigsten bewahrten Erbe seiner Kindheit.

Wanders Faszination von Wahrnehmung und Sehen bekommt erst durch die Vertreibungs-, Flucht- Lager- und KZ-Erfahrungen des Autors ihre philosophische Tiefe und auch politische Relevanz. Es ist sicher bezeichnend, wenn er seinen „Siebenten Brunnen“, noch bevor über die großartige Erzählbegabung eines der Protagonisten mit dem Namen Mendel Teichmann die Rede ist, mit folgender Erinnerung an diesen Schlemihl beginnen lässt: „Aber noch immer hatte er [Mendel] seine äußerste Konzentration auf das Betrachten menschlichen Verhaltens gelenkt [...] da streckte sich Mendel, sein nasses graues Haar klebte in der Stirn. Die Augen lugten scharf darunter hervor, nicht hassend oder klagend, sondern gespannt. Was tut dieser Mensch, fragten die Augen.“ Mendel Teichmanns Verhalten wird angesichts der physischen und psychischen Vernichtungsmaschinerie KZ als Widerstehens-Haltung, als Gegenposition erkennbar, als ein unorganisierter persönlicher Widerstehensakt. Hier spricht einer, der sich seine Stimme nicht nehmen lässt, der sich gegen alle Zumutungen der Herstellung von schweigender und zum Schweigen verurteilender Normalität richtet.

In Wanders Erzählung „Ein Zimmer in Paris“ steht der Satz: „‘Normal‘ sein heißt: nicht sehen, nicht hören, allem zustimmen und schweigen. Einer, der die allgemeine Lähmung und Ohnmacht nicht ertragen will, nichts in Ordnung findet, muß in Ketten gelegt werden oder in die Zwangsjacke der Droge!“ Das Gefängnis, „die ungeheuerliche Maschine mit ihrer tödlichen Gesetzmäßigkeit“ – Fred Wander zitiert hier Antonio Gramsci – ist auch eine, die die Auslöschung des Sehens, der Wahrnehmung und damit auch die Verhinderung von Selbsterkenntnis zum Ziele hat.

Der Angelpunkt von Fred Wanders Texten ist seine Ich-Entwicklungs- und Wahrnehmungsphilosophie, in der das Lager und das KZ als höllische Orte strategisch geplanter Wahrnehmungs- und Redevernichtung und damit Ich-

Vernichtung fungieren, Menschen als „Objekte für Demagogie und Massenwahn“, so Christa Wolf, missbraucht werden, wogegen sich z. B. Mendel Teichmann, Meir Bernstein, aber auch Leon Feinberg oder Tadeusz Moll und der lernende Ich-Erzähler trotzig beobachtend und Geschichten erzählend zur Wehr setzen, auch wenn Tadeusz Moll beim Erzählen „schlottert“ und ihn das Erzählte „würgt [...] wie Erbrochenes, krampfhaft“.

Freilich, Wanders Lob des Sehens, seine Auffassung von der erhellenden und zugleich selbst-erhellenden Kraft des „unersättlichen Sehens“ ist – ich habe es zu Beginn schon angedeutet – ohne seine Schlemihl-Theorie nicht zu verstehen. Um sie kreist Wanders Denken unablässig. Schlemihl, in der Wanderschen Lesart der jüdische Typus „ein[es] Pechvogel[s], der aber ein paradoxes Glück kennt“, „eine Art Lebenskünstler, der aus jedem Nachteil einen Vorteil zu machen versteht, aus einer Schwäche eine Kraft und aus seinem Außenseitertum eine Art Freiheit“, gehört – in einer Welt der „Polarität“ zwischen den „Ansässigen eines Landes und den Zugereisten, den Heimatlosen, den Fremden“ natürlich der Klasse der „Fremden, Außenseiter, Flüchtlinge“ an –, die aufgrund ihrer Lebenssituation gezwungen sind, „ein geschärftes Bewusstsein zu entwickeln, eine besondere Sensibilität der Augen.“ Es sind diese Schlemihle, die in „in der Welt der Gegensätze“ in Form eines „in der Tiefe wirkenden [Prozesses]“ gegen „Verengung“, „Verkrampfung“ „Erstarrung und Versteinerung“ auftreten, nach „neue[n] Welten suchen, die erstarrten Lebensformen durchdringen, von innen aufbrechen“, wie es zuletzt in einer Rede Wanders über „Offene Fragen zur Heimatlosigkeit der Juden“ (1995) heißt. Unweigerlich stellt sich erneut die Assoziation „Widerstand“ ein – als eine „Metapher für Leben“.

In untrennbarem Zusammenhang damit steht Wanders Diaspora-Identität. Er versteht sich als ein Jude, der bis heute „in der Verstreung lebt“, wie er formuliert. Weit davon entfernt, die instrumentalisierbare Legende oder den Mythos des auserwählten Volkes der Juden zu nähren, meint er in den jüdischen Schlemihls geradezu Symbole für ihre „Rolle in [diesem] Drama der Menschwerdung“ sehen zu dürfen.

## Ad 2: Erinnern und Erzählen

Das Gesehene, das Geschaute aufzubewahren, den Verlust des Gedächtnisses nicht zuzulassen (Christa Wolf), das ist der Antrieb und das Widerstandszentrum aller Arbeiten Fred Wanders – fassbar in unzähligen Erzählmomenten unterschiedlicher, meist jüdischer und oft auch auf Jiddisch berichtender Erzähler und Vermittler, immer zusammengehalten von der aus der Erfahrung der Diaspora geschöpften Überzeugung, dass das erzählende Erinnern Brot des Lebens bedeutet. Daraus sei außerdem die Erfahrung zu schöpfen, in einem großen Generationszusammenhang zu stehen, wenn auch meistens in einem sehr bedrängenden. Denn es gebe, so Wander „eine Art Erinnerung in uns, Erinnerung an Vorfahren, an hundertfach gelebtes, verfehltes, herrliches Leben, an Liebe und Tod, an Krieg, Flucht und Verhängnis“. Erinnern und Erzählen nicht nur als Spurensuche nach dem Schrecklichen, sondern nach dem vielgestaltigen, unzerstörbaren Leben.

Wanders Reflexionen über das Erinnern sind grundsätzlich bestimmt vom Lager-Erlebnis, alle Erinnerungen haben ihr Zentrum in diesem: „Die Baracke [...] wurde ich nicht los [...]. Keiner, der dort war, wird je wieder aus dieser Baracke herauskommen.“ Kein Erinnerungsbild, keine alltägliche Beobachtung, die nicht durch Bilder der Flucht oder aus dem KZ, die sich einstellen, überlagert würden. Es

gehe dem Ich-Erzähler, so heißt es in dem Roman „Hôtel Baalbek“, wie einem indianischen Muana-Mann, der nirgends mehr hingehen könne, ohne dass ihn nicht „seine Toten begleiten“ würden, ohne dass sie um ihn herumsitzen und ihm zusehen würden, denn es gehöre zum Totenkult, „das Messer eines Toten, seinen Gurt oder ein Bündel Haare als Symbol“ an sich zu nehmen: „er hat gelernt, mit den Toten zu leben.“

Der Charakter des Mendel Teichmann, sein „erlösendes Wort“ aus „Der siebente Brunnen“ und die „magische[n] Kräfte“, die seine Rede im Lager frei macht, sind das Paradigma, dem alle Geschichtenerzähler Wanders nacheifern. Wanders Erzählungen orientieren sich an diesem „Sucher“, an diesem „Zaddik“, an diesem Magier des Wortes, an Mendel, der es, wie einige aus seiner Sippe, schaffen, „eine Ahnung von jenem lebendigen Leben in kosmischer Entfernung [zu erwecken], wo es noch Lieder gab und blühende Bäume, Frauen – und eine warme Stube, in der es nach gutem Essen riecht.“

Hans Höller hat von Wanders „plebejische[m] hohen Lied auf jene erst durch den Tod endgültig verstummende Sprache des Lebens“ gesprochen. Einzig und allein darum sei es Wander zu tun. Dem ist zuzustimmen. Die erzählte Welt Wanders umfasse eine „unheimliche Skala“ der „Manifestationen des Lebenstriebes“, was von „kreatürlichen Gebärden bis zum geformten Wort [reiche], von den reflexhaften Bewegungen eines Fingers [...] bis zu poetischen Erzählungen aus dem vergangenen Alltag, Pantomime, Zitate aus dem Talmud, mystische Spitzfindigkeiten, Lied, Rezitation, Gebet und philosophisches Gespräch [...]“. Den vergessenen Einzelnen erzählerisch wieder ihre spezifische Stimme und ihr besonderes Gesicht zu geben, sie der Anonymität zu entreißen, „die Würde der Ermordeten wiederherzustellen“ – darauf zielen Wanders literarische Arbeiten.

### Ad 3: Wandlung und Verwandlung

Hans Höller hat erkannt, dass Wander den Versuch unternahme, die „Tradition der revolutionären Emanzipation“ mit der „erhellenden Mystik im Judentum neu zu verbinden“. Um ich-revolutionierende, ich-verwandelnde Emanzipation handelt es sich. Dabei beruft sich Wander nicht allein auf Traditionen der jüdischen Mystik, wie dies z. B. das Rabbi-Löw-Motto des „Siebenten Brunnen“ oder sein Interesse für die befreiende Kraft der christlichen Liebes-Vorstellung nahelegen, sondern auch auf andere, nicht nur jüdische Überlieferungstraditionen, wie z. B. den Zen-Buddhismus.

Das Zentrale ist: Fred Wander, „einer, der bei den Toten war, ein ‚Wiedergänger‘“, entwickelt aus dieser Position heraus eine Theorie des stetigen, zu keinem Ende kommenden Sich-Verwandeln, was mit Begriffen wie Offen-, Einfach- und Sehendwerden, Zusichkommen, Reinigen oder Selbstbefreiung umkreist wird. Vorstellungen von Individualität und Widerstand gegen verordnete „Normalität“, Stärke, Würde, Reinheit, Durchsichtigkeit und Lebendigkeit stehen damit in untrennbarer Verbindung. Zugleich wird aber auch eine utopische gesellschaftliche Perspektive konnotiert – „für künftige Geschlechter bereit, auf daß sie entsteigen der Dunkelheit, die Augen klar, die Herzen befreit“, wie es bei Rabbi Löw heißt.

Im Roman „Hôtel Baalbek“ wird eine parabelhafte Geschichte aus dem Lagersteinbruch nahe von Montagnac im Süden Frankreichs erzählt. Von einem italienischen Steinbrucharbeiter, einem Polier namens Martini, ist da die Rede, der – wie ein Zenmeister oder Zaddik der Arbeitspraxis – die nicht erlernbare und an ein

Wunder grenzende Fähigkeit besitzt, das „innere Netz“ eines Steinblocks magisch zu erkennen und den Block mit einem gezielten Hieb zu zerschlagen, etwa so wie etwa auch das magische Wort in einen verhärteten Menschen einzubrechen und ihn aufzubrechen weiß. Von Moritz Lederer, einem Freund und Mithäftling des Ich-Erzählers heißt es, er sei dagestanden, „als hätte er gerade im Himmel den goldenen Wagen des Schöpfers gesehen und alle seine Engel.“

In Texten, die nach dem „Siebenten Brunnen“ von Wander publiziert wurden, wird die dort angewandte mystische Interpretationsfolie des Rabbi Löw stetig durch zusätzliche Bezugssysteme erweitert und angereichert. Die Hauptthemen Wanders, „das Überleben [des nomadischen Typs, des Flüchtlings, des Andersartigen und Außenseiters, des Missachteten und Gehassten] in der Katastrophe“ und „die Selbstfindung in der Fremde und Anonymität“ werden insbesondere mit zen-buddhistischen Vorstellungen und Ideen im Zusammenhang gebracht, ohne dabei aber die Tradition der jüdischen Mystik aufzugeben. Eugen Herrigels Buch „Zen in der Kunst des Bogenschießens“ wird von Wander zitiert, und zwar in dem für ihn typischen Kontext der elastischen, einzelgängerischen Strategien für das Überleben im KZ: „Widerstand? Jawohl. Aber auf eine passive – innerlich höchst aktive und wirkungsvolle Weise!“ Typisch für Wander ist außerdem, dass er wiederholt gerade dem jüdischen Schlemihl eine Neigung und Befähigung zu innerlich befreiendem Handeln zutraut. Zen-Buddhistisches Gedankengut wird angesichts von Wanders Hiob-Erfahrung eng mit dem biblischen Bild vom Auszug der Juden aus Ägypten, mit der Befreiung aus Sklaverei und Götzendienst und mit den Befreiungs-Vorstellungen aus Büchern der jüdischen Mystik (z. B. Esra, Mussar) zusammengedacht – im „Wissen um Tod und Endlichkeit“ zusammengehalten von der Beschwörung und Feier der „Wunder des Lebens“.

In seiner Autobiographie „Das gute Leben“ (1996) formuliert Wander, Zeuge und unmittelbar Betroffener des Zivilisationsbruchs des 20. Jahrhunderts, bilanzierend: „Die Vergangenheit ist nicht vergangen. Auf dem Hintergrund meines Bewusstseins spiegeln sich die Bilder der Wanderschaft und des Schreckens, wie auf einer Leinwand. Im Traum ziehe ich immer noch untröstlich durch fremde, endlose Straßen. [...] Das Wissen um den Hunger meiner Jugend, und um den Hunger in der Welt, gibt dem Brot, das ich esse, einen kräftigen Geschmack. Ich bin unterwegs, mein Gepäck ist leicht.“

Lieber Fred,  
mit allen guten Wünschen – und – herzliche Gratulation!

© Karl Müller, Institut für Germanistik, Universität Salzburg, Akademiestraße 20, A-5020 SALZBURG, [karl.mueller@sbg.ac.at](mailto:karl.mueller@sbg.ac.at)